

**Zeitschrift:** Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur  
**Herausgeber:** Gesellschaft Schweizer Monatshefte  
**Band:** 18 (1938-1939)  
**Heft:** 5

**Buchbesprechung:** Bücher Rundschau

**Autor:** [s.n.]

#### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 16.02.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

drei „Armeoinspektoren“ hätten wir also künftig nur noch einen: eine Vereinfachung, aber keine grundsätzliche Änderung. Mit dieser bloß platonischen Inspektorrolle wird die Forderung nach einer verantwortlichen fachlichen Armeeleitung keineswegs erfüllt; auf die stählerne Pyramide unserer hierarchisch gegliederten Armee wird eine Spize aus Glas aufgesetzt, die erst im Falle eines Aktivdienstes mit Eisen ausgegossen wird. Der künftige Oberkommandierende hätte wohl, ohne Belastung durch ein Korpskommando, Gelegenheit, sich auf seine Aufgabe vorzubereiten. Aber es fehlt ihm die Möglichkeit, auch das Schwert zu schmieden, mit dem er unser Land einmal verteidigen will. Die Bielspurigkeit der Ausbildung, die wir heute feststellen müssen, würde nach den Richtlinien des Bundesrates nur zum kleinsten Teil verschwinden, nämlich im Arbeitsbereich des Ausbildungschefs und innerhalb der Armeekorps. Aber es fehlt auch weiterhin die Stelle, die die Ausbildung in den drei Armeekorps und in den Rekruten- und Kadettschulen koordiniert und unter einen Hut bringt. Bei der Infanterie hätten wir so den Dualismus sogar innerhalb der Waffengattung, wenn die Rekrutenschulen den Divisionskommandanten unterstehen, die Offiziersschulen dagegen vom Waffenchef geleitet werden.

Wir stellen also fest, daß die Richtlinien des Bundesrates wohl in der Gliederung des Militärdepartementes zweckmäßige Verbesserungen vorsehen, in der Frage des Ausbildungschefs und der Armeeleitung dagegen keine befriedigende Lösung erstreben und grundsätzlich am heutigen unbefriedigenden Zustand nichts ändern. Es ist daher zu hoffen, daß wenigstens bei der parlamentarischen Beratung der endgültigen Vorlage die ganze Lösung angestrebt wird, die allein eine einheitliche Zielsetzung und Doktrin unserer Armee garantiert und eine Beseitigung der heutigen dilettantischen Bielsalt.

Gottfried Zeugin.

# Bücher Rundschau

## Spitteler als Journalist.

Man kann nicht sagen, daß Spitteler heute umstritten sei: es ist eher still um ihn geworden. Noch weniger dürfte man sagen, er sei uns zum Besitz geworden und habe eine weite verständnisvoll seinem Werke aufgeschlossene Gemeinde. Trotz einer schon ansehnlichen Zahl von Veröffentlichungen, die sich mit seiner Erscheinung und seinem Schaffen befassen, und trotz dem mutigen und dankenswerten Versuche von Robert Faesi, ihm unter schwierigsten Umständen (da nämlich wichtigste Quellen unzugänglich blieben) eine ausführliche Monographie zu widmen, wissen wir zu wenig von ihm und ist er in tieferen Regionen seines Wesens unbekannt geblieben. Dies hängt mit widrigen Umständen in der Verwaltung seines Nachlasses zusammen und auch mit der Struktur seiner Persönlichkeit und seines Werkes, die nicht ohne weiteres sich erschließen. Aber Vorurteile hin oder her — daß er in der schweizerischen Geistesgeschichte ein Mann von hervorragender Bedeutung gewesen, dürfte nicht zu bestreiten sein; ebensowenig, daß es uns eine wesentliche Aufgabe bleiben muß, durch fortschreitende Erkenntnis seiner Leistung gerecht zu werden.

So loben wir uns von vorneherein jegliches Bemühen, Licht auf seine Existenz zu werfen, und wenn es in so eindringlicher Darstellung wie in dem Buche von Werner Adolf Krüger, „Spitteler und die Journalistik“ (Verlag Heitz & Co., Leipzig, Straßburg, Zürich 1938) geschieht, so kann man dem Autor auch nach der Lektüre, bereichert durch vielerlei neue Kenntnisse und Einsichten, nur aufrichtigen Dank ausspielen. Er unternimmt den Versuch, „in einer möglichst vielseitigen, doch gedrängten und nur das Wesentliche bietenden Übersicht das weitläufig zerstreute jour-

nalistische Schaffen Carl Spittelers, so gut es heute noch zu erfassen ist, nach Zeit, Dauer und Umfang dem Leser vor Augen zu führen", und bekennt sich zum schönen Worte Wilhelm Altwegg's: „Die Einsicht in Dichterart und Dichterschaffen überhaupt wird durch vorsichtige, mag sein pedantische Beobachtung des Einzelnen und Besonderen tatsächlich mehr gefördert als durch noch so geistreiche Allgemeinheiten". So unterzieht sich denn Werner Adolf Krüger in seiner Arbeit der mühevollen Aufgabe, in der schweizerischen und deutschen Presse der 1880er Jahre nach Beiträgen Spittelers zu pirschen und besonders auch seine Tätigkeit als Mitarbeiter am „Bund“, an den „Basler Nachrichten“, an mancherlei Zeitschriften (wie besonders am „Kunstwart“), sowie seine redaktionelle Tätigkeit an der „Schweizer Grenzpost“, an der „Thurgauer Zeitung“ und endlich an der „Neuen Zürcher Zeitung“ zu würdigen. Und wer etwa bei der Nennung des Namens Spittelers zunächst an die Reihe der dichterischen Werke von „Prometheus“ und „Epimetheus“ bis zu „Prometheus der Dulder“ denkt, wird angesichts dieser das Tatsächliche genau erwägenden Würdigung inne, welche meisterliche, vielseitige und bedeutende journalistische Leistung Spitteler in jenen Jahren, pflichtgetreu und ohne zu erlahmen, vollbracht hat. Er hat wirklich ein jedes Feld der journalistischen Tätigkeit mit seinen Steinen besetzt — mit immer frischem Zugriff und mit der unnachahmlichen persönlichen Prägung des Ausdrucks, die ihm zu Gebote stand — und es ist kein Wunder, daß die Schilderung dieser Tätigkeit immer wieder zur Beichnung von Kulturbildern ausholen muß, vor denen die Haltung Spittelers sich prächtig abhebt. So folgt man der Darstellung Werner Adolf Krügers mit unaussehender Teilnahme.

Man folgt ihr aber auch — woran der Autor keine Schuld hat — mit wachsendem Ingriimm. Im Jahre 1932 hat Robert Faesi seinem Unmut Ausdruck gegeben, daß damals — acht Jahre nach Spittelers Tod — noch immer nichts zur besseren Kenntnis des Dichters von Seite der Nachlassverwaltung geschehen sei. Nun sind es bald vierzehn Jahre seit Spittelers Tod, und wir haben immer noch nichts: keine Gesamtausgabe, keine „längst erwünschte Sammlung der zerstreuten autobiographischen und essayistischen Aufsätze“, keine Ausgabe der dichterischen Werke, die nie in Buchform erschienen sind — von einer auf allseitiger Quellenkenntnis fußenden Biographie ganz zu schweigen. Wir sehen aus dem Buche Werner Adolf Krügers, wie viel Wichtiges im Umkreis von Spittelers journalistischem Wirken uns praktisch unzugänglich ist — ach, es ist nur ein kleiner Teil von allem, was uns zugänglich zu machen wäre. Es ist ein unhaltbarer Zustand, daß der Allgemeinheit das geistige Erbe eines Großen in dieser Weise vorenthalten wird. Wie lange soll der Unfug noch dauern?

Carl Günther.

## Der römische Juppiter.

**Carl Koch: Der römische Juppiter (Frankfurter Studien zur Religion und Kultur der Antike XIV). Bittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1937.**

Als Hauptkennzeichen der von griechischen Einflüssen noch freien altrömischer Religion gilt das Fehlen plastisch-anthropomorpher Göttervorstellungen; es gibt da keine Ehen zwischen Göttern, keine Göttergenealogien, mit einem Wort: keine Mythen. Man hat in dieser merkwürdigen Erscheinung einen Beleg für die nüchterne Phantasiefreiheit des römischen Wesens gesehen, hat sie auch als „primitiver Praeadeismus“ gedeutet. Im Gegensatz zu solchen Anschauungen erklärt Koch, die römische Religion sei nicht hinter dem Mythos zurückgeblieben, sie sei über ihn hinaus, sei einmal bewußt „entmythosiert“ worden. In Rom wie im übrigen Italien glaubt er reichliche Spuren vorliterarischer Volksage nachweisen zu können. Aber während außerhalb Roms auch der Kultus diese Mythen durchaus bestätigt, wird im römischen Gottesdienst alles vermieden, was nach einer Bejahung jener mythologischen Vorstellungen ausschien könnte. Zum Beispiel geht die im nahen Praeneste als „erstgeborene Tochter Jupiters“ verehrte Fortuna bei der Übernahme ihres Kults durch Rom dieses Beinamens verlustig. Nur wo individuelle Götternamen fehlen, bei der Mater Larum und beim „Stammvater Lichtgott“ (Sol Indiges) schimmert der alte Zustand noch durch. Auch die Gepflogenheit der Römer, ihre Götter mit den Beinamen *patr* oder *mater* auszuzeichnen, dürfte

zum mindesten nicht nur ein Ausdruck der Pietät, sondern auch ein Überrest mythologischer Vorstellungen sein.

Ich muß gestehen, daß mich Kochs Gedankengänge, die Anschauungen W. F. Ottos und F. Altheims weiterführen, nicht zu überzeugen vermögen. Bei aller Anerkennung der Gelehrsamkeit des Verfassers wie seines Bemühens um eine lückenlose, von Willkür sich freihaltende Beweisführung, kann ich seine Argumente gerade in den entscheidenden Punkten nicht als stichhaltig anerkennen. So scheint es mir nicht angängig, Ovids Erzählung von Mercur und Lara oder die Cacus-Episode der Aeneis als bodenständige Mythen hinzustellen: entkleidet man diese Geschichten der hellenistischen Ausschmückung, bleibt kaum etwas außer den bloßen Götternamen übrig. Die „Larenmutter“ ist in unserer inschriftlichen Überlieferung gerade zweimal bezeugt; die Deutung des Indiges als „Stammvater“ ist von Koch selbst erst erschlossen — vielleicht richtig, aber jedenfalls ohne irgendeine etymologische Stütze. Es bekommt der Wissenschaft immer gut, wenn eine *communis opinio* plötzlich in Frage gestellt wird; so darf man der Schule, von der Koch herkommt, dankbar dafür sein, daß sie die Axiome der ethnologischen Religionswissenschaft so leidenschaftlich anzweifelt. Aber um die zurzeit herrschende Auffassung vom Wesen der frührömischen Religion zu stürzen, sind Kochs Gründe einfach zu schwach.

Im Hauptteil seines Buches behandelt Koch nach den eben skizzierten Gesichtspunkten die Entwicklung der römischen Juppitervorstellung. Während sich im übrigen Italien ein mit „*chthonischen* und *genealogisch-mythologischen* Elementen verquictes, Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft gleichermaßen umfassendes Bild des höchsten Gottes“ findet, ist die römische Juppiterkonzeption „streng uranisch, auf die *res publica* und ihr lebendiges Jetzt hingeordnet“. So wird Juppiter in Capua zusammen mit einer Fruchtbarkeitsgöttin verehrt, erscheint ebenda mit den Manen verbunden; außerrömische Ioves erteilen *Posorakel* (auch dies eine Eigentümlichkeit der Erdreligion), werden etwa mit Flüssen gleichgesetzt (*Numicus*, *Elitumnus*), genießen Kult als „*Stammväter*“. Dem römischen Juppiter dagegen ist alles *Chthonische* und *Gentilizische* fremd. Die skrupulösen Ritualvorschriften für seinen Priester, den *flamen Dialis*, lassen erkennen, daß Juppiter in Rom ausschließlich als lichter Himmelsgott aufgefaßt worden ist. Jene andern Bezirke, die den außerrömischen (so bereits den *latinischen*) Erscheinungsformen des Gottes angehören, unterstehen in Rom zu einem großen Teil dem mit Juppiter-*lovis* gewiß irgendwie zusammengehörigen *Vediovis*. Doch sind nicht alle Züge des ursprünglich auch in Rom verehrten reicheren Juppiterbildes ausgewischt: an den Festen der *Poplifugia*, der *Varentalia* und *Upercalia* erscheint — immer nach Koch — Juppiter noch in Verbindung mit *chthonischen* Dingen. Da uns diese Züge durch den auf die Königszeit zurückreichenden Festkalender bezeugt sind, muß die Verengung der Juppiterkonzeption erst in die Zeit unmittelbar vor der Entstehung der Republik fallen. Der im letzten Jahrzehnt des 6. Jahrhunderts v. Chr. geweihte *Capitolinische Tempel* ist der sichtbare Ausdruck der gewonnenen neuen Vorstellung.

Richtig ist an Kochs Auffstellungen, daß die historische Juppitergestalt eine Außerung des römischen Staatswillens und daß sie eine religiöse Schöpfung des römischen Volkes ist. Das klingt selbstverständlich; es ist gleichwohl ein Verdienst Kochs, auf diesen Punkt nachdrücklich hingewiesen zu haben. Richtig ist auch, daß das gemeinitalische Bild des Gottes vielgestaltiger war als das römische. Fraglich erscheint mir dagegen die Darstellung der Entstehungsgeschichte des römischen Juppiter. Kochs Untersuchung ist „getragen von der Überzeugung, daß in der religiösen Praxis Roms von jenem eisernen Gestaltungswillen und jener Selbständigkeit des Denkens, die wir in der politischen Geschichte des Volkes zu bewundern gewohnt sind, mehr Spuren vorhanden sein müssen, als man bisher anzunehmen geneigt war.“ Das kommt einer *petitio principii* bedenklich nahe! Und man steht denn auch während der ganzen Lektüre unter dem Eindruck einer vorgefaßten Meinung des Verfassers, einer abstrakten Konstruktion, die dem, was tatsächlich geschehen sein dürfte, nicht gerecht wird. Zu welch sonderbaren Ergebnissen Kochs Streben, das Rechenergäpse restlos aufgehen zu lassen, führen kann, zeigt wohl am deutlichsten das Beispiel des *Vediovis*, in dem die Römer „das von irgendwelchen Verehrern zu unrecht dem höchsten Gotte beigelegte Wesen“ gesehen haben sollen.

Koch selbst stuft ob diesem Gebilde, das mit wirklichem religiösem Leben kaum mehr etwas zu schaffen hat.

Da ich Kochs mutigem Versuch, trotz der Dürftigkeit des Materials eine Deutung zu bieten, nicht bloß ein bequemes Ignorabimus entgegenstellen mag, sei noch kurz gesagt, welche Interpretation die Zeugnisse mir zuzulassen scheinen. Wenn man auch aus der etymologischen Bedeutung des Namens nicht zu viel folgern darf: an der Tatsache wird sich nicht rütteln lassen, daß Juppiter von Haus aus ein uranischer Gott gewesen ist. Indo-germanische Wanderung und Sprachentwicklung konnten diesen Sachverhalt in Vergessenheit geraten lassen; sie mußten es aber nicht. So ist Jupiters Wesen in Italien um zahlreiche, der ursprünglichen Natur zum Teil geradezu entgegengesetzte Züge erweitert worden. In Rom hat diese Erweiterung nicht stattgefunden; wohl aber schien der lichte Himmelsgott geeignet, Sinnbild einer politischen Gesinnung zu werden, als das römische Volk anfing, Geschichte nicht mehr bloß zu erleben, sondern vorwiegend selbst zu gestalten.

Bernhard Wöhrel

### Dogmengeschichte.

**Walther Koehler: Dogmengeschichte als Geschichte des christlichen Selbstbewußtseins.** Max Niemanns Verlag. Zürich und Leipzig. 1938.

Wir haben wahrlich keinen Überfluß an lesbaren Dogmengeschichten, d. h. an Darstellungen der Entwicklung der kirchlichen Lehren des Christentums, also jener wichtigen Geistesgeschichte, die durch die Botschaft von Christus angeregt worden ist. Die heute noch glänzendste Leistung ist Harnacks großer Entwurf. Er stellt die Geschichte der altkirchlichen Dogmen, die zumal in den ökumenischen Symbolen niedergelegt sind, in den Mittelpunkt und sucht alles Nachfolgende von da aus zu vergleichen und zu begreifen. Und zwar hat dieser Forscher die Entstehung des Dogmas als Werk des griechischen Geistes auf dem Boden des Evangeliums zu verstehen gesucht. Harnacks Bände haben schon rein schriftstellerisch den Vorzug großliniger Klarheit. Seine Hauptidee behält die Leitung und meistert durch alles hindurch den Stoff in großer Sicht. Es geht da dem Leser wie einst den Zeitgenossen, die F. Chr. Baur in seinen Bann zog. Auch hier schien eine einzige geschichtsphilosophische Hauptkonzeption die Befriedigung erwünschten Durchblicks zu gewähren. Nach Harnack haben Loofs und Seeberg, nicht so großlinig, aber stofflich noch eindringender und vielgestaltiger und darum im Grunde gelehrter, die unablässig bohrende Quellenforschung im Einzelnen nachtragend, emsig weitergearbeitet. Der Studierende sieht sich vor einer verwirrenden Fülle der Gestaltungen in immer größerer Verlegenheit. Wie bekommt er, wenn Harnack mit seiner einen Idee doch nicht mehr ausreicht für ein ganzes Verständnis, wieder einen Ariadnesfaden der Gesamtanschauung in die Hand?

So ist jedes Buch zu unserem Thema zu begrüßen, das lesbar den Riesenstoff vermittelt und zugleich statt lauter Nuancen und Filigran irgendwie Zentralblicke ermöglicht. Walther Koehler hat in seiner veröffentlichten Vorlesung ein Werk geschaffen, das in weiten Strecken als ein Lesebuch gelten darf, aus dem viel zu lernen ist. Seine Darstellung verleugnet nicht die genaueste, kundige Orientierung über alle vorliegenden Resultate. Sie erinnert in der sorgsamen Dokumentierung, die jedoch in den Strom der Ausführung eingebettet wird, an seinen Lehrer Loofs, ist aber auf der andren Seite doch eine gewürzte, interessante, fließende Rede. Wie es in einer Vorlesung über schwierige Materien sich oft empfiehlt, scheut er mitunter selbst eine gewisse Art Plauderton nicht, ohne dem Ernst der Sache etwas zu vergeben. Immer wieder läßt er Beziehungen zum neusten Geistesleben aufleuchten. Aber er will nicht etwa wie Harnack große Konzeption geben oder wie Loofs und Seeberg alles in streng zeitlich geordneten Einzelgruppen nacheinander aufreihen. Seine Methode ist die, daß er die Hauptthemen der Dogmenentwicklung nebeneinander stellt: die Gotteslehre, die Lehre vom Menschen, die Christologie, die Lehre von der Aneignung des Heils, die von der Kirche usw. Er gibt also Querschnitte und führt so die ganze Gestaltungsfülle in Motiven, Zeitbeziehungen und Entwicklung vor. Das bringt folgenden Vorteil. Will man sich etwa von der Glaubenslehre her bei der Verfolgung einer bestimmten

Frage über dogmengeschichtliche Versuche und Antworten unterrichten, so findet man hier eine fundige, geistreiche Zusammenstellung dessen, was in der Kirche bis zur Reformation (sie wird nur in einem Schlußkapitel als Ausblick behandelt) an Ringen um Lehrformulierung wahrzunehmen ist. So ist ein ungemein stoffreiches Buch entstanden, das freilich, hintereinander gelesen, dem Leser kaum große Hauptbilder einprägen kann. Aber es empfiehlt sich, das Werk immer wieder einzelthematich vorzunehmen. So kann es dem Studenten helfen, mehr Farbe und Leben in eine Beschäftigung mit dem Dogma und seiner Geschichte hineinzubringen. Der Fortschritt der Wissenschaft über die genannten Förscher hinaus ist auf Schritt und Tritt spürbar.

Je mehr man sich aber durch die unablässigen Versuche, die christliche Wahrheit zu erfassen und lehrhaft auszuprägen, hindurcharbeitet, desto mehr wächst die Sehnsucht, es möge bald die Zeit kommen, wo uns auch eine Darstellung von der Art geschenkt wird, wie sie einst Rudolf Sohm in seiner Kirchengeschichte im Grundsatz als *Typus* vorgebildet hat — die eines ebenso fundigen Mannes, der jedoch den Weg von der urchristlichen Bezeugung zum altkirchlichen Dogma und von da über die großen Lehrer des Mittelalters bis zur Reformation und zur katholischen Lehrbildung im Tridentinum und in der protestantischen Kirche in Grundsatzlinienführung, unter durchleuchtende Einheitsgesichtspunkte stellt. Solch ein Buch ist für die heutige Phase noch nicht geschaffen und ist doch dringend nötig. Wenn man mit dem Studenten lebt, weiß man, daß er mit der Not ringt, nicht im Stosse zu ertrinken, sondern durch Durchblicke, Überblicke sich schauend über das Einzelne zu erheben. Das kann freilich nur ein Weg sein, das Ganze zu meistern. Es bleibt unter allen Umständen auch die Aufgabe, über solchen geistesgeschichtlichen Überblicken die Vielheit der Einzelformen nicht zu übersehen. Hier hat das Roehlersche Buch den großen Vorzug einer geistvollen Wiedergabe des Farbenspiels und ist doch so reich an Gesichtspunkten, daß nicht nur ein buntes Mosaik entsteht, wohl aber eine reiche, polyphone Variation und Illustration des jeweiligen dogmatischen Themas. „Das christliche Selbstbewußtsein“ — dogmengeschichtlich enthüllt — erhält hier eine Art Biographie. Mit diesem Untertitel deutet der Verfasser absichtlich die chaotische Fülle der menschlichen Versuche, das Göttliche zu deuten, zu begreifen, zu formulieren, als den Niederschlag eines subjektiv-religiösen Unternehmens. Anders hat einst, um das charaktervollste Gegenstück zu wählen, Thomasius aus der Überzeugung, daß nach göttlicher Leitung der lutherisch-konfessionelle Lehrausdruck das Ziel der Dogmengeschichte sei, in ihr eine teleologische Kampfesgeschichte erblickt, die zum rechten Ziele führte. Roehler aber spricht nicht als Vertreter des christlichen Dogmas, sondern will im Sinne des rein historisierenden Zeitalters nur beschreiben. Er ist darin bewußt Relativist. Er scheut dabei ganz bewußt den Nachteil des bloß Kaleidoskopartigen der Betrachtungsweise nicht, erweckt aber gerade dadurch dem Leser eine ungeheure Sehnsucht nach einem ganz festen, unerschütterlichen Standort, ohne den dies Hin und Her des „christlichen Selbstbewußtseins“, das immer allzumenschlich bleibt, nichts als ein grandioses Gedankenpiel scheint, bei dem einen fortwährend die Frage quält: Wozu denn eigentlich das alles? Man kann darum auf keinem andren Wege besser die wichtigste Sehnsucht nach einer absolut göttlichen und nicht nur menschlichen Bezeugung der Wahrheit in sich nähren, als indem man sich einmal in diese umdrängende Sturzflut der Lehrversuche hineinstellt. Für den wahrhaft Suchenden steht zum Glück am Anfang und Ende Wort und Werk Jesu, wie es in den großen Einheitsmotiven des Neuen Testamentes als eine überlegene Wirklichkeit bezeugt ist, die im Gewissen und Willen beheimatet, durch alle Zeitalter hindurch immer von neuem stärker bleibt, als alle ihre lehrhaften Abschattungen.

Prof. Dr. G. Schenf.

### Hanselmann.

**Hanselmann, Heinrich: Nächstenliebe?** Rotapfel-Verlag, Erlenbach. 1938.

Es gehörte Mut dazu, diese Schrift zu schreiben, und Mut dazu, sie zu veröffentlichen; denn sie kommt bei der Beleuchtung der Motive menschlichen Handelns, die sie zum Gegenstande zat, zu einem Resultat, das eher schmerzlich, als

erhebend wirkt. Die Schrift veranlaßt uns nämlich, manches, das wir in der Schublade mit der Überschrift: Nächstenliebe einzuordnen gewohnt waren, vielleicht mit Baudern und Widerwillen, aber unter dem Druck ihrer Argumente und der Einsichten, die sie vermittelt, ehrlicherweise schließlich doch hinüberzunehmen in die andere mit der Überschrift: Aus egoistischen Motiven, aus Ichwohlstreben. Im Lauf der Lektüre des Buches werden wir gewahr, wie die eine Schublade weitgehend sich leert, während die andere sich füllt, sodaß wir am Ende dieser unerbittlichen Sichtungsarbeit zunächst einmal sehr plastisch ein umfängliches Ich vor uns sehen.

Der Verfasser weist an der Liebe des Kindes zu den Eltern, an der Liebe der Eltern zum Kind, an der Gattenliebe, an der Liebe zur Familie, in einer Analyse der hauptsächlichsten Erziehungsfehler, am Entstehen des Staates und der Kultur, ja in einer Betrachtung der organisierten und einzeln ausgeübten Wohltätigkeit nach, daß der ganz überwiegenden Zahl unserer Handlungen und Verhaltungsweisen selbstistische Motive zugrunde liegen. Die Schrift regt an, neue Einsichten zu gewinnen in die wahren Motive menschlichen Handelns, wirkt demnach demaskierend und desillusionierend.

In der Folge ist es erhebend, zu sehen, daß der Verfasser nicht etwa das Selbstistische, das Ichwohlstreben ablehnt, sondern geradezu als Voraussetzung der Nächstenliebe bezeichnet. Das Ich darf zu seinem Rechte kommen. Wahre Nächstenliebe aber, wo sie ist, beschränkt dieses Ich. Ihr Kennzeichen ist, daß sie dem Ich, indem sie es einschränkt, wehe tut. Wenn Hanselmann hier Wesen und Wurzel der Nächstenliebe klarlegt, so predigt er sie aber in keiner Weise. Er könne dies gar nicht, denn die Ich-Beschränkung beruht nach seiner Auffassung auf dem freien Entschluß des Einzelnen. Wenn der Verfasser aber darauf hinweist, daß es außer der Erziehung zur Ich-Beschränkung, zum Opfer, auch noch einen anderen Weg hiezu gibt, nämlich den der Gewalt, so führt er mitten hinein in aktuelle Gegenwartsfragen und auch heran an den Sinn und die Existenzberechtigung unserer Demokratie, wie denn überhaupt zu sagen ist, daß die Schrift in höchstem Maße aktuell sei, indem sie sich mit dem Grunde der, wie wir zur Genüge empfinden, gestörten zwischenmenschlichen Beziehungen befaßt.

Der Heilpädagoge Prof. Hanselmann wendet sich hier über den Fachkreis hinaus an alle denkenden Menschen. *J. Spengler.*

### Politik und Geschichte.

**Paul Schmitz: All-Islam! Weltmacht von morgen? Leipzig, Wilhelm Goldmann Verlag, 1937.**

In sehr verdienstlicher Weise bemüht sich der Leipziger Verlag Wilhelm Goldmann, durch eine Reihe von Publikationen die großen Probleme der Nachkriegszeit untersuchen zu lassen. Gehören dazu auch die z. T. stark umstrittenen Bücher Bischkas, Donkans und Graß, so enthalten die meisten Werke dieser Reihe doch außerordentlich reiches Material für die Erforschung der Gegenwartsfragen, wie vor allem Walther Pahls „Wetterzonen der Weltpolitik“.

Hier reiht sich Paul Schmitz-Kairo durch sein neuestes Buch „All-Islam!“ ein. Ihm beschäftigt die Erscheinung, daß in überraschend kurzer Zeit die orientalisch-islamischen Völker, „seit Jahrzehnten nur Objekt im weltpolitischen Spiel, wieder aktive, selbständige handelnde Partner in der Arena der Entscheidungen“ wurden, „um eine grundjählig neue Epoche in der Jahrhunderte währenden Auseinandersezung zwischen Abendland und Morgenland einzuleiten“ (S. 5). Er weist darauf hin, daß wir in einer neuen Zeit „morgenländischen Angriffs auf abendländische Bastionen“ leben, „da das Morgenland seine von Jahrzehnt zu Jahrzehnt zurückgesteckten Stellungen verließ, um zum Angriff überzugehen“ (S. 46). In die Mitte seiner Betrachtungen stellt Schmitz den islamischen Nationalismus, den er als eine Synthese zweier Kräfte auffaßt, einer laizistisch-nationalen im Sinn des europäischen Vorbildes und einer religiös-islamischen, ausgesprochen „antiozentralen“. Dieser islamische Aufbruch ist für ihn ein eindringlicher Appell an die europäische Solidarität.

Dies sind die Grundgedanken eines Buches, das im Einzelnen das Erwachen der türk-iranischen und arabischen Staaten und Völker aufzeigt. Vorher liegt ihm daran, die technische und wirtschaftliche Erschließung des nahen Orients zu

schildern und zu erklären, wie sehr sich dort der Geist gewandelt hat. Als die materiellen Grundlagen wachsender Macht der nahöstlichen Völker hebt er Baumwolle und Öl hervor; so ist der wirtschaftlichen Rekonstruktion und Modernisierung ein besonders konkretes Kapitel gewidmet. Überall weist die Darstellung auf die Minierarbeit des Bolschewismus hin, der sich allerdings gerade hier gründlich verrechnet zu haben scheint, wo seine antireligiöse Haltung trotz aller Tarnung erkannt und entschieden abgelehnt wurde. Wenn der Verfasser — wie Pahl, mit dessen Einstellung die seine weitgehend übereinstimmt — auf eine anbrechende Islamisierung Japans hindeutet, so scheint er uns über das Ziel hinauszuschießen; ein Abgehen des Mikadoreiches vom Schintokult müßte denn doch zur geistigen Entwurzelung des japanischen Staatswesens führen.

Eine gewisse Abneigung gegen Großbritannien verleitet den Verfasser wiederholt zu einseitigen, auch stilistisch zu hart formulierten Urteilen. So berichtet er, die jungpersische Bewegung sei durch England und Russland „niedergeknüttelt“ worden (S. 77). Er erklärt alzustark die jüdische Besiedlung Palästinas mit strategisch-machtpolitischen Erwägungen Großbritanniens. Neben gelegentlichen Falschschreibungen passiert ein genealogisches Versehen, indem er den letzten Kalifen Abdul Medschid als Neffen des letzten Sultans Mehmed VI. Wahideddin bezeichnet; tatsächlich waren sie Söhne von Brüdern, nämlich der Sultane Abdul Aziz (1861—1876) und Abdul Medschid (1839—1861).

Das interessant illustrierte, mit manchen wertvollen Skizzen und Plänen versehene, in ruhig-sachlichem Ton geschriebene Buch entbehrt leider völlig der wissenschaftlichen Belege, außer einem sehr knappen Literaturverzeichnis. Gute Dienste leistet dagegen der angefügte Index. *Ottó Weiß.*

**„Heinrich IV., König von Frankreich und Navarra.“ Von Walther Tritsch. Verlag Huber & Co., Frauenfeld-Leipzig. 1938.**

Immer noch muß es die ernsthafte Geschichtsforschung büßen, daß sie allzulange versäumt hat, ihre Erkenntnisse in allgemein verständlicher und intervjanter Form zu veröffentlichen: denn immer wieder erscheinen an ihrer Stelle Bücher, die sich den Anschein geben, reine geschichtliche Wahrheit zu verkünden, die aber oft das Gegenteil tun; sie dienen einer schriftstellerischen Laune und sehen alles durch eine künstlerisch gefärbte Brille. Der Leser merkt bald, daß in einem solchen scheinbar wissenschaftlichen Buch kein demütiger Forscher spricht, sondern ein eigenwilliger Schriftsteller; wo sind da die Grenzen zwischen Dichtung und Wahrheit? Bei einer wahren Dichtung besteht kein Bedürfnis, danach zu fragen; aber ein Buch, wie das vorliegende, das mit Anhang, Literatur- und Quellenangaben &c. ausgestattet ist, anderseits aus frei gestalteten Szenen besteht, erregt Unbehagen und wirkt nicht ganz ehrlich. Es gehört in die gleiche Kategorie wie die verschiedenen verblüffenden Bücher Emil Ludwigs.

Walther Tritsch hat mit seinem Heinrich IV. eine Trilogie um den Begriff des Grandseigneur vollendet. Kaiser Karl V., Metternich und Heinrich IV. sind ihm Exemplare dieser Gattung, der letzte das einzige vollkommene. Ja, Heinrich IV. gilt ihm geradezu als der Form der französischen Charakters, und wohl deshalb nennt er ihn einen Gegenspieler der deutschen Welt. Großzügigkeit ist weder dem historischen Heinrich IV., noch dem „Helden“ dieses Buches abzusprechen. Aber ein Held ist der Heinrich dieser Darstellung nicht. Denn dazu bedarf es mehr, als nur eines tollkühnen Draufgängers im Kampf. Wer sein ganzes Leben „fahrig verspielt“, wer den Willen einer Geliebten entscheiden läßt, ob Staatsverräter bestraft werden oder nicht, kann auch nicht wohl als Grandseigneur gelten. Daß Heinrich IV. einer der großen Könige Frankreichs gewesen ist, wird niemand bezweifeln; aber man sollte diese Tatsache nicht aus dem Roman der *Personlichkeit* des Königs heraus zu beweisen versuchen.

Freilich, wie diese Persönlichkeit hier dargestellt ist, unter Verwendung eines erstaunlichen Einzelwissens, mit den Mitteln eines geistreichen und vor Lebhaftigkeit sprühenden Stils, das ist äußerst anregend. Jeder Dichter ist überzeugt, daß wenige Übermenschen die Geschichte machen, und diese Einseitigkeit und Überhöhung des Persönlichen muß ihm zugute gehalten werden. Man könnte wohl nicht anschaulicher aus Herkommen und eigenen Anlagen heraus aufzeigen, wie

ein großer Mensch in die Geschichte eintritt und in ihr sein Zeichen hinterläßt, als es hier geschehen ist. — Nicht nur dichterisch, sondern auch historisch sehr interessant ist die Darstellung des Staates von Navarra, wie ihn der Großvater Heinrichs IV., Heinrich von Albret, eingerichtet hat. „Gewiß ist, daß diese großväterliche Staatsordnung im kleinen Navarra den Kern aller glücklichen Neuerungen Heinrichs IV. im größeren Frankreich abgeben sollte — Neuerungen, die dann später die törichte Marie von Medici wieder abschaffte: Erst in der großen französischen Revolution, zweihundertfünfzig Jahre nach Heinrich von Albret, wurden sie endgültig verwirklicht.“ Es war ein glücklicher Gedanke, die Hauptgestalten der Handlung in den meisterhaft charakterisierenden Zeichnungen oder Gemälden des François Clouet oder anderer Maler der Zeit wiederzugeben.

Man darf nicht Anstoß nehmen am Leben Heinrichs IV. Ein Grandseigneur ist er, wie schon gesagt, nach meiner Auffassung dieses Begriffes nicht; doch geht vieles an seiner animalischen Hemmungslosigkeit auf Kosten des Hofs der Katharina Medici, dessen absolute Unmoral schon der junge Prinz kennen lernte. Die Franzosen seiner Zeit nahmen es ihm nie übel, daß keine Frau vor seiner Gier sicher war, und bis heute ist wohl kein französischer König populärer als Heinrich IV. Groß war er eben trotz aller persönlichen Schwächen, und diese Größe liegt vor allem darin, daß er in Zeiten des konfessionellen Fanatismus sich über den blutigen Hass der Glaubensparteien erhoben hat. Dieser glückhafte Mensch — singend soll ihn seine Mutter geboren haben, und lachend sei er zur Welt gekommen! — hat Frankreich nach den Zeiten der Bartholomäusnacht neu geschaffen. „In einem Volk, dem bisher Grausamkeit, Rechthaberei, Raubsucht und Lebensneid ebensowenig fern geblieben war, wie andern Völkern des Abendlandes, erwachte durch das Beispiel und Wirken und immer wieder gütliche, immer wieder fröhliche Zureden eines einzigen Menschen jene Bereitschaft zum Verstehen, zum Leben und Lebenlassen, die heute noch die Franzosen unter sehr vielen Völkern liebenswert macht. Unmittelbar aus den rauchenden Trümmern eines vierzigjährigen Religionskrieges führte sie dieser Unvergleichliche in ihr goldenes Alter, begründete er ihre schöpferisch stärkste Zeit.“

Ernst Kinn.

## Von der Armee.

**Unser Heer. Illustriertes Nachschlagewerk für Federmann zur Truppenordnung 1936. Von R. Egli. Verlag Otto Walter A.-G., Olten. 1938.**

In den wenigsten Ländern ist wohl das Interesse für militärische Fragen so rege und so lebendig wie bei uns, wo sich die Begriffe Soldat und Bürger sozusagen decken und wo die militärische Seite im Leben eines jeden Bürgers eine so große Rolle spielt. Der Wehrdienst wird als stolzes Recht des freien Bürgers empfunden. In welchem andern Lande wäre es denkbar, daß die Mehrheit der Stimmberechtigten einer Verlängerung der Dienstzeit zustimmt? In welchem andern Lande wäre es denkbar, daß sich keine 30 000 Bürger finden, um die Referendumsabstimmung über ein Gesetz zu verlangen, das die Leistung von Militärdienst auch im 3. und 4. Jahrzehnt bringt?

Das Interesse an allen Fragen der Landesverteidigung ist heute besonders rege, nachdem in letzter Zeit zahlreiche neue Waffen, ja überhaupt neue Waffen-gattungen eingeführt und die Organisation des Heeres grundlegend geändert wurden. Da aber gerade in diesen Jahren, wegen des Ausfalls großer Manöver und Defilées, das Volk wenig Gelegenheit erhält, seine neu bewaffnete und neu organisierte Armee zu sehen, ist das Bedürfnis nach Darstellungen in Wort und Bild umso größer.

Diesem weitverbreiteten Bedürfnis kommt nun das Bildbuch „Unser Heer“ in erfreulicher Weise entgegen. Der Verfasser wandelt dabei mit den neuzeitlicheren Mitteln der Technik in den Fußstapfen seines bedeutenden Vaters, Oberst R. Egli, der dem Schweizer Volk nach der Neuordnung von 1912 eine vorbildliche Heereskunde schrieb. Das Bildbuch des Sohnes stellt in seinem Hauptteil gewissermaßen eine illustrierte Truppenordnung dar, indem es neben die Bestandestabellen der Stäbe und Einheiten meisterhafte Photographien stellt und so die Truppe gleich an der Arbeit mit ihren Waffen und Geräten im Bilde vorführt. Rund 120

Aufnahmen, die mit wenig Ausnahmen der Herausgeber selbst aufgenommen hat, machen so das bei aller fachlichen Genauigkeit und Zuverlässigkeit doch volkstümliche Werk zu einem wertvollen Bild dokument unserer heutigen Armee. Weitere Tabellen behandeln die Zugehörigkeit der Kampftruppen zu den Heereinheiten, die Armeeinteilung, die Feuerwaffen, die Dienstleistungen und die Gradabzeichen. Bei dieser letzteren Tabelle vermisst man die bildliche Ergänzung. Wünschenswert wäre auch noch eine farbige Darstellung der neuen Unterscheidungszeichen der verschiedenen Waffengattungen, damit der militärisch interessierte Leser gleich alles Wissenswerte über unsere Armee in einem Werk vereinigt finde.

Gottfried Beugin.

## Bücher-Eingänge.

- Aragonès, Claude:** Marie d'Agoult. Librairie Hachette, Paris, 1938. 245 Seiten, Preis fr. frs. 20.—.
- Brinkmann, Carl:** England seit 1815. Politik, Volk, Wirtschaft. Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin, 1938. 340 Seiten, Preis RM. 7.50.
- Brunner, Emil:** Die Machtfrage. Zwingli-Verlag, Zürich, 1928. 27 Seiten, Preis Fr. 1.25.
- Domanovszky, Alexandre:** La méthode historique de M. Nicolas Iorga. Imprimerie de l'Université Royale Hongroise, Budapest, 1938. 323 Seiten.
- Fueter, Karl:** Studentennöte? Zwingli-Verlag, Zürich, 1938. 20 Seiten, Preis Fr. 1.—.
- Fuller, J. F. C.:** Der erste der Völkerbundskriege. Seine Zeichen und Lehren für kommende. Rowohlt-Verlag, Berlin W 50, 1937. 374 Seiten, Preis RM. 6.—.
- Herrmann, Ferdinand:** Beiträge zur italienischen Volkskunde. Carl Winteler's Universitätsbuchhandlung, Heidelberg, 1938. 79 Seiten, Preis RM. 4.50.
- Kämpf, Magdalena:** Staat und Politik im Leben und Werk Conrad Ferdinand Mehers. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M., 1938. 139 Seiten, Preis RM. 5.—.
- Köver, Gustave:** Non! Genève ne protège pas les minorités nationales! Editions du Bureau Central des Minorités, Genève, 1938. 234 Seiten.
- Kummer, G.:** Beiträge zur Geschichte des Zürcher Altientheaters. Verlag A. G. Gebr. Leemann & Co., Zürich, 1938. 136 Seiten, Preis Fr. 4.—.
- Moltkes Kriegslehre.** Eine Auswahl aus seinen militärischen Schriften. Verlag Junker & Dünnhaupt, Berlin, 1938. 80 Seiten, Preis RM. 1.—.
- Oldofredi, Hieronymus:** Zwischen Krieg und Frieden. Amalthea-Verlag, Wien. 203 Seiten, Preis RM. 4.80.
- Richter, Werner:** Kaiser Friedrich III. Der tragische Lebenslauf des zweiten Hohenzollern-Kaisers. Eugen Rentsch Verlag, Erlenbach, 1938. 404 Seiten und 13 Bildtafeln, Preis Fr. 8.50.
- Schmid, Martin:** Gottfried Keller als Erzieher. Verlag Huber & Co. A. G., Frauenfeld, 1938. 48 Seiten, Preis Fr. 1.70.
- Siedentop, Irmsried:** Büsingen und Verenahof in der Schweiz. Eine grenzgeographische Betrachtung der beiden einzigen Exklaven des Großdeutschen Reiches. Verlag Moriz Diesterweg, Frankfurt a. M., 1938. 100 Seiten, Preis RM. 2.80.
- Steier, Lajos:** Ungarns Vergewaltigung. Oberungarn unter tschechischer Herrschaft. Amalthea-Verlag, Wien. XXXII und 1007 Seiten, 45 Tafeln und 8 Karten, Preis RM. 22.—.

**Stoffel, Joh. Rud.:** Das Hochtal Avers. Die höchstgelegene Gemeinde Europas. Verlag Böfinger Tagblatt A.-G., Böfingen, 1938. 260 Seiten, 48 Bilders Seiten und 1 Karte, Preis Fr. 6.50.

**Weiner, Otto:** Büsingen am Hochrhein, die reichsdeutsche Insel in der Schweiz. Verlag Gemeinde Büsingen bei Schaffhausen, 1938. 144 Seiten.

Verantwortlicher Schriftleiter: Dr. Jann v. Sprecher. Schriftleitung, Verlag u. Ver- sand: Zürich 2, Stockerstr. 64. Druck: A.-G. Gebr. Leemann & Co., Stockerstr. 64, Zürich 2. — Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist unter Quellenangabe gestattet. — Übersetzungsberecht vorbehalten.



„Zürich“ Allgemeine Unfall- und Haftpflicht-Versicherungs-Aktiengesellschaft in Zürich

Versicherungen:  
Unfall, Haftpflicht  
Kasko, Baugarantie  
Einbruch - Diebstahl

## Kirche und Staat

Vier Vorträge von

Prof. Keller

Dr. Frey

Prof. Köhler

Prof. Brunner

III. Auflage

Preis 80 Rp.

Verlag A.-G. Gebr. Leemann & Co.  
Zürich 2 Stockerstraße 64

## Gute Bücher

sind die besten Freunde und die angenehmste Art, Menschen und Dinge kennen zu lernen. Sich

**Bücher für jeden Zweck**  
anzuschaffen, ist heute jedem möglich.

### Bücher schenken

ist der sicherste Weg, seinen Bekannten Freude zu machen.

Reiche Auswahl und kundige Beratung bei

**Ernst Waldmann, Nachf. von  
C. M. Ebell's Buchhandlung**

Zürich, Bahnhofstraße 14  
zum Kappelerhof